

# Rede

beim Antritte des Prorektorats

der

Königlich Bayerischen

Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen

am 4. November 1873 gehalten

von

Dr. Hugo von Biemssen,

ordentlichem Professor der speciellen Pathologie und Therapie.

[Wahlf. Crisogonus Hall. Ein feierl. Fest zum 100. Jubiläum  
haben wir unsern Prorektor zu erwählen?  
Erlangen;

Druck der Universitäts-Buchdruckerei von C. Th. Jacob.

1873.

Die Tage der Ruhe sind vorüber, an allen deutschen Hochschulen hat die Arbeit wieder begonnen. Auch in unseren Hörsälen und Instituten ist es wieder lebendig geworden, und die Straßen und Plätze sehen wir nach langen Wochen der Stille belebt von Gruppen jugendlicher Gestalten.

Ich begrüße Sie, hochverehrte Freunde und Kollegen, die Sie nach längerer Abwesenheit zurückgekehrt sind zu dem trauten Sitz der Wissenschaft. Aus den Thälern des Hochgebirgs, von den Ufern unsrer krysthellen Bergseen, von den rauhen Gestaden der nordischen Gewässer bringen Sie die Frische des Körpers und die Spannkraft des Geistes zurück, deren der akademische Lehrberuf vor Allem bedarf.

Ich begrüße Sie, meine Herren Commilitonen, die Sie am elterlichen Herde oder auf der frohen Wanderschaft den Sinn erfrischten und den Gesichtskreis erweiterten.

Ich begrüße Sie, hochverehrte Mitbürger, die Sie, während die Stadt heiß und öde lag, sorglich bemüht waren um das allgemeine Wohl, auf daß der unheimliche Gast fern gehalten werde, der unseren beiden Schwesteruniversitäten so schweres Drangsal bereitet hat.

Lassen Sie uns Alle das neue Studienjahr mit frischem Muthe und mit dem Wunsche antreten, daß es ein gesegnetes sein möge für unsere Alma mater, für die Jugend, welche sich unserer Führung anvertraut, für den Staat, dem wir die junge Saat heranziehen, für unsere Stadt, welche mit der Hochschule stets Freud und Leid getheilt hat.

Das ehrenvolle Amt, welches ich heute übernommen habe, legt es mir nahe, in dieser Stunde die Frage einer genaueren Betrachtung zu unterziehen, welche Aufgaben die heutige Zeit an uns stellt, um die Universitäten in ihrem Streben nach ihren idealen Zielen zu fördern, ihren Einfluß auf die Entwicklung des nationalen Lebens zu erhöhen und ihr Ansehen zu heben; — welche Aufgaben speciell uns, den Angehörigen dieser theuren Hochschule, erwachsen, um ihre Arbeitsleistung, ihre Bedeutung, ihren Glanz zu erhöhen.

Der große Umfang der Frage nöthigt zur Beschränkung. Lassen Sie mich deshalb, hochverehrte Anwesende, nur einige Seiten dieses Thema's beleuchten, welche mir heute besonderer Aufmerksamkeit werth zu sein scheinen.

Seitdem der Donner des gigantischen Kampfes, dessen Zeugen wir Alle gewesen sind, verhallte, und die Völker zu den Werken des Friedens zurückkehrten, lag es für das Ausland nahe, den Ursachen der beispiellosen Erfolge der deutschen Waffen nachzuforschen, zu ergründen, worin denn die Stärke der deutschen Nation liege. Es ist Ihnen bekannt, welche hervorragende Bedeutung der geistigen Entwicklung des deutschen Volkes und den Pflanzstätten der Wissenschaft von vorurtheilsfreien Ausländern beigemessen wird. Die deutsche Wissenschaft ist es, welcher ein großer Theil des Ruhmes zufällt; sie ist es, welcher die Nation die geistige Wehrhaftigkeit verdankt, ohne welche die besten militärischen Institutionen nimmermehr eine intelligente Armee herzustellen im Stande gewesen wären.

Aber die Wissenschaft, wird man vielleicht einwenden, ist doch wesentlich univiersell, — nicht Eigenthum einer Nation, sondern eine Gemeingut des Menschengeschlechts. Ihr ideales Ziel ist ja die Wahrheit, und was wahr ist, kann

es nicht bloß für einzelne Nationen oder staatliche Gemeinschaften sein — es muß wahr an sich und somit wahr für Alle sein. Wenn wir trotzdem von einer deutschen oder französischen Wissenschaft reden, so ist es wohl klar, daß hier nur die nationalen Eigenthümlichkeiten bezeichnet werden sollen, welche in die Wissenschaft hineingetragen worden sind, und welche vornehmlich in der Tiefe ihrer Auffassung, in der Methode der Forschung, endlich in der Art und Weise ihrer Anwendung auf das Reale zu Tage treten.

In diesem Sinne haben wir eine deutsche Wissenschaft; und mit Recht rühmen wir uns ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten und der hervorragenden Stellung, welche ihren Pflanzstätten, den deutschen Hochschulen, von dem Auslande bereitwillig eingeräumt wird. Unsere Nachbarn im Westen fahren trotz der sehr praktischen Züchtigung, welche ihnen zu Theil geworden ist, fort, uns unpraktische Idealisten, schwerfällige Barbaren ohne Talent und Geschmack zu nennen. Aber in Betreff des höheren Unterrichts scheinen sie denn doch ihre Meinung geändert und manches Nachahmungswerthe bei uns gefunden zu haben. Auch in England, Rußland, Italien, Nordamerika — kurz überall, wo die Geister nach Wissen und Erkenntniß ringen, wird die Superiorität der höheren deutschen Bildungsanstalten fast durchweg unumwunden anerkannt.

Und welche nationalen Eigenthümlichkeiten sind es denn, welche unseren Universitäten die hervorragende Stellung errungen haben? Es ist, denke ich, die deutsche Art zu forschen, zu lehren und zu lernen. Es ist die Gründlichkeit, die Stetigkeit, das Universelle und das Conservative im deutschen Wesen, welches hier schärfer und klarer als irgendwo in die Erscheinung tritt.

Daher auch die eigenthümliche äußere Gestaltung des deutschen Universitätswesens. Obwohl ja die Idee der Universitas literarum entschieden romanischen Ursprungs ist, so hat doch der deutsche Geist diese Idee in einer durchaus originellen Weise ausgeführt und durch Jahrhundertelange Arbeit ein Werk geschaffen, welches heute, weit entfernt veraltet zu sein, durch seine jugendliche Frische und Lebenskraft die Bewunderung der übrigen Nationen erweckt. „Unsere Hochschulen sind,“ wie sich einmal ein geistreicher Redner ausdrückte, „wie ein

auf uraltem Fundamente von einer Reihe von Geschlechtern aufgeführter Bau, in dem graues Gemäuer, mancherlei Thürme, Erker und Zinnen mehr romantisch als nützlich, ja hie und da hinderlich hervorragen und ihren ungleichzeitigen Ursprung verrathen, während das lichte Innere dennoch und wunderbarer Weise so zweckmäßige Gliederung und scheinbar so wohl überlegten Zusammenhang zeigt, als wäre es das Werk eines sinnigen Meisters.“

Wohlan, hochverehrte Freunde, diesen ehrwürdigen Bau in allen wichtigen Theilen zu erhalten, ist unsere Pflicht, ist eine überkommene Aufgabe, die uns Allen theuer ist. Ebenso aber sind wir auch berufen an dem großen Werke weiter zu bauen, seine Einrichtung mit den Forderungen der Zeit in Einklang zu erhalten, hinzuzufügen, was für nöthig und nützlich erkannt ist, abzutragen, was sich als hinderlich und unzweckmäßig erwiesen hat. Seien wir konservativ, aber nicht überkonservativ. Was in die heutige Zeit nicht mehr paßt, muß entfernt werden, auch wenn es dem Gemeinwesen Ueberwindung kostet und dem Einzelnen Opfer auferlegt. Es würde den eigenen Interessen zuwiderlaufen, wollte die Hochschule sich jeder Neuerung, welche der Zeitgeist fordert, hartnäckig widersetzen, sich scheu zurückziehen vor der Berührung mit dem pulsirenden Leben der Gegenwart, die Thore schließen vor jedem Fremdling, dem nicht alle Zeichen voller Berechtigung zum Eintritte zur Seite stünden. Halten wir den Brunnen der Erkenntniß und der Wahrheit offen für Jeden, den der Trieb nach höherer geistiger Bildung beseelt! — Die rasche Entwicklung der technischen und merkantilen Berufsfächer und ihre nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Existenz des modernen Staates nöthigt auch die Hochschulen, Stellung zu nehmen zu der jetzigen Lage der Dinge und mit den durch die Zeit gegebenen Faktoren zu rechnen.

Die Zünfte und Innungen des Mittelalters sind vom Strome der Zeiten hinweggeschwemmt, die Privilegien bevorzugter Stände sind im Lauf der Jahrhunderte annullirt, — aber die Innung der Universitäten hat sich bis jetzt unverkümmert erhalten, weil sie sich nicht zopfig, sondern zünftig im besten Sinne des Wortes zum Staate und zum Nationalbewußtsein gestellt hat, weil sie ihre

Lebensfähigkeit und Existenzberechtigung selbst in den schlimmsten Zeiten politischer Erniedrigung und religiöser Zerfahrenheit documentirt hat, weil sie zu einem Lebensbedürfnisse der deutschen Nation geworden ist.

Freilich haben die Hochschulen schon unendlich Vieles dem Zeitgeiste und den Anforderungen des modernen Staates opfern müssen. Von den Rechten und Privilegien, mit welchen die Kaiser und die einzelnen Landesherren die Universitäten bei der Stiftung auszustatten pflegten, ist wenig mehr geblieben, und das, was noch besteht, sind kaum Rechte im eigentlichen Sinne des Wortes zu nennen, sondern nur herkömmliche Uebungen, von dem allmächtigen Staate geduldet, so lange es ihm nicht gefällt sie zu unterdrücken.

Raffen Sie uns diese sog. jura und privilegia in Kürze einer vergleichenden Prüfung auf ihre Bedeutung für das heutige Gemeinwesen der Hochschulen unterziehen.

Unsere bayerischen Universitäten erfreuen sich des Vorrechts einer relativ selbstständigen Vermögensverwaltung, eines unmittelbaren Geschäftsverkehrs mit dem vorgesetzten Staatsministerium, des Rechtes, in allen die Universität berührenden Angelegenheiten gehört zu werden, des Rechtes der Nomination neuzuberufender Lehrer und Beamten, der Disciplinargewalt über die Studirenden, endlich in den einzelnen Facultäten des Privilegiums, akademische Grade nach eigenem Ermessen zu ertheilen.

An den norddeutschen Universitäten ist eine Anzahl dieser Privilegien durch den Staat im Wesentlichen absorbiert. Was zunächst die Vermögensverwaltung und den Verkehr der Universität mit dem vorgesetzten Ministerium anlangt, so geht Beides durch die Hand des Curatoriums, jenes unbedeutenden Nachkömmlings der hochberühmten Conservatoren, der Beschützer und Förderer der Hochschulen im Mittelalter.

Während es die ideale Aufgabe der Conservatoren war, die hohen Schulen in allen ihren Bestrebungen zu fördern und in ihren Privilegien zu schützen, ist der heutige Curator lediglich ein bureaukratisch organisirtes Aufsichts- und Verwaltungsorgan, der Rechtsnachfolger jener Visitatoren, Superintendenten, Kanzler, Ministerialcommissäre, Regierungsbevollmächtigten und wie die vormärzlichen Auf-

sichtsorgane sonst noch geheißen haben mögen. Das Amt liegt zumeist in der Hand von Männern, denen bei allem guten Willen häufig die nöthig Vielseitigkeit und das volle Verständniß für die mannigfaltigen Aufgaben der Universitäten abgeht und die gewöhnlich auch nicht in dem Grade selbstständig und von der Regierung unabhängig sind, um im wohlverstandenen Interesse der Ihrer Obhut anvertrauten Hochschulen mit der nöthigen Festigkeit und Energie nach oben hin aufzutreten zu können. So ist der heutige Curator gewissermaßen nur ein bureaukratisches Filtrum, durch welches alle an das Ministerium gerichteten Wünsche und Aeußerungen der Universitätsbehörden hindurchzugehen haben, — nicht immer zum Besten ihrer Reinheit und Unverfälschtheit. Denn nur zu leicht ist ein Einzelner persönlichen Einflüssen und Stimmungen zugänglich, denen eine vielköpfige Universitätsbehörde leicht widersteht.

Vergeblich waren die Bemühungen der preussischen Hochschulen und ihrer besten Vertreter in den Jahren 1848 und 1849, diese ebenso lästige als der Würde der Universitäten zuwiderlaufende Aufsichtsbehörde abzuschütteln. Vergebens sprach der einflußreiche August Böckh am 15. Oktober des Jahres 1850 in Gegenwart des Königs und des Kultusministers die Worte: „ob aber untergeordnete Curatoren den gleichen Vortheil gewähren oder größere, als die unmittelbare Aufsicht eines freisinnigen und wohlwollenden Unterrichtsministers, und ob die Wahrung der Gesetze nebst der Vermögensverwaltung nicht ebenfogut durch einen wohlleingerichteten Organismus der Universitätsbehörden und = Beamten erreichbar sei als durch Vorgesetzte, die nicht zur Universität gehören, lasse ich, obgleich für die freiere und zugleich ehrenvollere Stellung der hohen Schulen längst entschieden, an dieser Stelle mit Vorbedacht höherer Ueberlegung anheimgegeben.“

Wie zutreffend meine hochverehrten Freunde, sind diese Worte, wenn wir sie mit den realen Verhältnissen an den Hochschulen unseres engeren Vaterlandes in Beziehung setzen! Was der unbergeflichte Böckh als das Ideal der Selbstverwaltung hinstellte, es ist bei uns realisiert. Nachdem die bevollmächtigten Regierungscommissaire von dem Frühlingssturm des Jahres 1848 hinweggefegt waren, hat es

unsere Staatsregierung nicht mehr für nöthig erachtet, Mittelbehörden zwischen sich und den Hochschulen zu unterhalten — ein sprechender Beweis der hohen Achtung, welche des hochseligen Königs Max Majestät vor den Wissenschaften und ihren Centralstätten hegte; zugleich aber auch ein ehrenvolles Zeugniß für die bayerischen Hochschulen. Ein einsichtsvolles und hochsinniges Regiment hat sie für mündig erklärt und sie haben sich mündig erwiesen. Sie erfreuen sich unter der erleuchteten Regierung Sr. Majestät Ludwig II., unseres hochsinnigen Königs, in Bezug auf die Leitung ihres Gemeinwesens, die Verwaltung ihres Vermögens, die Berufung ihrer Lehrkräfte, die Anstellung ihrer Beamten eines hohen Grades von Selbstständigkeit.

Lassen Sie uns dieses Vorrecht der freien Selbstverwaltung hüten wie ein Kleinod!

Nicht minder wichtig aber, ja eine Lebensfrage für den Organismus der deutschen Universitäten ist das Recht der freien Wahl bei Neuberufungen oder richtiger der freien Nomination der Neuzuberufenden.

Vor Alters haben die deutschen Hochschulen eine Zeit gesehen, wo das Lehrercollegium das Recht der freien Selbstergänzung besaß und dem Landesherrn nur das Bestätigungsrecht vorbehalten war. Diese Freiheit aber, weit entfernt der Hochschule zum Segen zu dienen, schlug meist zum Uebeln aus. Denn Parteiliebe und Nepotismus, Neid und Eigennuß und alle die anderen Tümmlichkeiten, welche die politische Unreife der Universitäten, wie aller übrigen Corporationen in früheren Jahrhunderten kennzeichneten, hinderten eine sachgemäße Anwendung dieses Rechtes. Wie schlimm es noch am Ende des vorigen Jahrhunderts um das Vorherrschen der persönlichen Interessen bei Berufungen stand, lehrt uns ein Wort des alten Meiners, der in seiner Geschichte der hohen Schulen von der Universität Göttingen — obwohl selbst Göttinger Professor — unumwunden sagt: „Der große Münchhausen hat unserer hohen Schule das Recht zu präsentiren oder zu nominiren ebensovienig als ein freies Wahlrecht ertheilt, weil er durch Erfahrung wußte, daß

zwar die Facultäten hoher Schulen die Männer kennen, welche eine erledigte Stelle am meisten verdienen; daß sie aber selten oder niemals geneigt sind, die tüchtigsten, welche sie kennen, vorzuschlagen.“

Der corporative Geist äußerte sich auch an den Hochschulen mehr im Streben nach Alleingenuß und Festhalten am Besitz, als in Opferwilligkeit für die allgemeinen Interessen. Daher zum Theil die Mißachtung des Gelehrtenstandes und der Universitäten bei manchen Landesherren, wie sie selbst noch in unserem Jahrhundert zu Tage getreten ist. — Und dieser Mißachtung und dem daraus erwachsenen Bevormundungs-Principe entsproß auch wohl die neuere preussische Praxis, welche besonders unter dem Mühlerschen Regimente cultivirt wurde, die Professoren wie Beamte von einer Universität zur andern zu versetzen, Berufungen ohne Rücksicht auf die Wünsche der Facultäten zu vollziehen, wichtige Bedürfnisse der Universitäten jahrelang unberücksichtigt und die Anträge der Hochschulen unbeantwortet zu lassen.

Von diesen beklagenswerthen Zuständen, deren baldige Remedur unter dem Ministerium Falk mit Sicherheit zu erwarten ist, wenden wir uns mit um so größerer Genugthuung zu den heimischen Verhältnissen zurück, um mit Freude und Stolz anzuerkennen, daß den bayerischen Universitäten das Vorrecht der freien Wahl ihrer Lehrer wenn auch nicht *de jure*, so doch *de facto* von einer einsichtsvollen Staatsregierung gewährleistet ist, daß sich die Bedürfnisse der Hochschulen an der höchsten Stelle einer wachsenden Aufmerksamkeit und raschster Befriedigung erfreuen, daß endlich der Verkehr der vorgesetzten Staatsbehörde mit den Universitäten von der rücksichtsvollen Offenheit und der feinen Urbanität getragen wird, welche der Wissenschaft ebenso wie der hohen Behörde, welche über ihre Interessen zu wachen hat, würdig ist und die Träger jenes hohen Amtes in gleichem Maße ehrt, wie die Vertreter der Wissenschaft. Mögen sich unsere bayerischen Hochschulen dieser Vorzüge stets bewußt bleiben! In ihrer Hand liegt es, sie zu erhalten und weiter zu entwickeln im Interesse der Wissenschaft und der eigenen Wohlfahrt.

Unsere Friderico-Alexandrina hat — des können wir uns billig rühmen

— von den ihr zugestandenen Rechten fast jederzeit einen gemäßigten und sachgemäßen Gebrauch gemacht. Bei der inneren Einrichtung unseres Gemeinwesens und bei dem Geiste, der dasselbe durchweht, findet Eitelkeit und Egoismus, findet Intrigue und Parteiwesen keine Stätte. Das freie und offene Wort im Kreise von Männern gesprochen, die — wie sehr auch die Ansichten und Richtungen auseinandergehen mögen — sich gegenseitig achten und ehren, ist eine sichere Schutzwehr gegen Einflüsse, die im Dunkeln zu wandeln pflegen. Möge das offene Wort nie zurückgehalten werden, wenn es die Sache erfordert, möge es stets frank und frei gesprochen werden, ohne Rücksicht auf persönliche Interessen! Nur so wird uns die Fortdauer gesunder Zustände gewährleistet und jene innere Tüchtigkeit erhalten, welche der Stolz unserer Hochschule ist.

Allein, verehrte Anwesende, die Bedeutung, die Leistungsfähigkeit einer Hochschule hängt heutzutage nicht mehr allein ab von der Qualität ihrer Lehrkräfte, sondern sie wird ganz wesentlich mitbedingt durch die Beschaffenheit ihrer Attribute, durch die Reichhaltigkeit der Lehrmittel, welche unsere Zeit für Forschung und Unterricht fordert. Der Staat verhält sich gegen die steigenden Anforderungen der Wissenschaft zur Zeit noch etwas spröde und widerwillig; aber er wird sich mehr und mehr davon überzeugen, daß man in Zukunft die Lehrmittel in viel großartigerem Maasstabe wird beschaffen müssen, als dies bisher der Fall war, sollen anders die Hochschulen ihre Schwingen freier regen und dem schnellen Fluge der Zeit folgen können.

Die Bibliotheken, die Sammlungen, die Seminare, die Laboratorien, die Kliniken, die Institute für die bildende Kunst, für Musik — sie alle können sich, wie wir zur Genüge gesehen haben, mit geringen Mitteln behelfen; aber ihre volle Arbeitsleistung werden sie erst dann entwickeln, wenn sie der Sorgen um die Existenz überhoben sind. Dem Gelehrten steht Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit wohl an; er sei erhaben über das Jagen nach Erwerb und Genuß, welches die Signatur unserer Zeit ist: — aber die Wissenschaft darf

nicht im Kleide der Armuth wandeln; es ziemt sich nicht, daß sie die Mittel zu ihrer Existenz fortwährend erbettele. Vom Staate eine den heutigen Bedürfnissen der Wissenschaften entsprechende, würdige Dotirung der Institute zu verlangen, hat die Universität nicht nur die Berechtigung, sondern auch die Verpflichtung, will sie anders im Wettkampfe mit ihren Schwestern nicht erliegen. In diesem Kampfe um's Dasein müssen wir, die Vertreter der Wissenschaft und der wissenschaftlichen Anstalten, unsere Stimme erschallen lassen, bis die Ueberzeugung in das Bewußtsein des ganzen Volkes gedrungen sein wird, daß es an der Zeit sei, für die geistige Wehrhaftigkeit der Nation ähnliche Opfer zu bringen, wie sie das einige Deutschland für die leibliche Wehrhaftigkeit und Kampfbereitschaft des Volkes willig gebracht hat.

In einem kleinen Staate Deutschlands ist diese Ueberzeugung bei der Staatsregierung sowohl als bei der Landesvertretung bereits zum Durchbruch gekommen. Mit hoher Achtung und nicht ohne einen Anflug von Neid blicken wir auf das kleine Sachsen hin, welches sich nach den großen Umwälzungen in Deutschlands staatlichen Macht-Verhältnissen, seiner politischen Rolle entsagend, mit ganzer Kraft auf die Förderung seiner inneren Entwicklung, auf die Hebung und Entfesselung der geistigen Kräfte geworfen hat. Speciell die Verbesserung seiner Hochschule voranstellend, hat Sachsen kein Opfer gescheut, um die tüchtigsten Lehrkräfte zu gewinnen und die vorzüglichsten Lehrmittel herzustellen. Wie groß die Opfer sind, welche das kleine Land seinem geistigen Mittelpunkte bringt, ersehen wir aus der Thatfache, welche nicht laut genug verkündet werden kann, daß Sachsen für Leipzig alljährlich größere Mittel aufwendet, als das relativ große und reiche Bayern für seine 3 Universitäten zusammen. Ich meine, schon diese eine Thatfache — ich sehe ganz ab von Sachsens erfolgreichen Bemühungen um die Hebung seiner Mittel- und Volksschulen — schon diese eine Thatfache sollte unserer Volksvertretung zu denken geben, sie sollte Veranlassung sein, die unerschöpflichen Hülfquellen unseres bayerischen Vaterlandes in viel höherem Maße für die geistige Ent-

wicklung des Volkes in Anspruch zu nehmen, als dies bisher geschehen ist. Ich lasse dahingestellt, ob es zutreffend sei, was hie und da gesagt wird, daß Sachsen nur die frühere Rivalität gegen Preußen vom Felde der Politik auf das Gebiet der geistigen Interessen verlegt habe und nun hier bemüht sei, den Großstaat zu überflügeln. Nun, — wenn dem auch wirklich so wäre — diese Art kleinstaatlicher Rivalität können und wollen wir uns gerne gefallen lassen, bedeutet sie doch nur den Wettlauf nach den edelsten Zielen.

Aber einem scheinbar berechtigten Einwande gegen die von mir behaupteten Hülfbedürftigkeit der bayerischen Universitäten möchte ich noch entgegen treten, nämlich dem Einwande, daß die bayerischen Hochschulen sich kaum je einer größeren Frequenz zu erfreuen hatten, als gerade jetzt; daß es also doch wohl nicht so übel mit ihnen bestellt sein könne, um außergewöhnliche Maßregeln zu ihrer Hebung zu rechtfertigen.

Hüten wir uns vor Allem vor der Täuschung, als seien große Frequenzzahlen stets gleichbedeutend mit hoher geistiger Blüthe. Es ist eine ebenso häufige als verzeihliche Schwäche akademischer Lehrer, wenn sie einer stark frequentirten Facultät angehören, der eigenen Lehrthätigkeit einen großen, wo nicht den hervorragendsten Theil an der Zugkraft der Facultät zuzuschreiben. Allein, wenn nun auch durchaus nicht gelängnet werden soll, daß auch heutzutage noch ein einzelner Lehrer durch seine hervorragende Lehrbegabung oder seine wissenschaftliche Bedeutung für die Frequenz einer Facultät bestimmend sein könne, so müssen wir doch behaupten, daß eine solche Prävalenz einzelner Lehrkräfte auf den deutschen Hochschulen immer seltener wird. In früheren Jahrhunderten lag eine ganze Fachwissenschaft in den Händen von 3 oder 4 Lehrern: heutzutage ist der Ausbau der Wissenschaften und die Theilung der Arbeit soweit gediehen, daß die doppelte, ja die dreifache Zahl der Lehrer kaum ausreicht, um alle Zweige einer Wissenschaft zu repräsentiren. Damit muß die Bedeutung der einzelnen Lehrkraft zurücktreten vor der Qualität der Gesamt-Facultät. Die Tüchtigkeit des ganzen Lehrkörpers, die Gleichwerthigkeit der einzelnen Docenten, die innere Harmonie, das „viribus unitis“ ist heute wichtiger und

entscheidender für die Blüthe einer Facultät, als das Funkeln eines Sterns ersten Ranges im Kreise mittelmäßiger Gestirne.

Dazu kommt die seit den letzten Decennien im raschen Wachsen begriffene Bedeutung der Universitäts-Institute und ihrer Reichhaltigkeit an Lehrmitteln aller Art. Dazu kommen endlich noch eine Menge äußerer Momente, welche, wenn auch an sich für den Zweck der Hochschulen unwesentlich, doch zu der Frequenz derselben in unlängbarer Causalitätsbeziehung stehen, als da sind: Tradition, Lage und Annehmlichkeiten des Musesitzes, Kostspieligkeit oder Billigkeit des Lebens, Verbindungsweisen, confessionelle Verhältnissen u. A. mehr.

Wohl größtentheils bedingt durch die Ueberfüllung und Theuerung der großen Städte macht sich augenblicklich eine Reaction gegen die großen Universitäten zu Gunsten der kleineren geltend, und macht sich in Folge der politischen Einigung Deutschlands und der Gleichstellung aller deutschen Universitäten in Bezug auf Studium, Prüfungsweisen und Kriegsdienste, wenn mich nicht Alles trügt, eine Strömung nach dem Süden bemerklich, welche sich in der gesteigerten Frequenz aller süddeutschen Universitäten zu erkennen giebt.

Alle diese Momente mahnen uns zur größten Vorsicht, wenn es gilt, die hohen Frequenzen der bayerischen Hochschulen auf ihre innere Berechtigung und auf ihre Stabilität zu prüfen. Ich kann mich der Besorgniß nicht entschlagen, daß Alles das, was bisher für die Hebung unserer Universitäten geschehen oder projectirt ist, noch nicht ausreicht, um auf die Dauer den geistigen Wettkampf mit den norddeutschen Schwestern bestehen zu können. Augenblicklich ist es allerdings selbst den kleineren der süddeutschen Hochschulen noch möglich, sich, was Lehrkräfte und Lehrmittel anlangt, mit den meisten norddeutschen zu messen. Zu lange hat auf den Letzteren der Druck der Zurücksetzung und der Finanznoth gelastet. Allein in wenig Jahren — das kann man wohl mit Sicherheit prophezeien — wird sich die Situation ganz wesentlich geändert haben. Ein frischer Geist ist mit dem neuen Regimente in die preussischen Universitäten gekommen; mit größter Aufmerksamkeit werden die Lücken und Mängel aller Orten aufgesucht, und für ihre Beseitigung die nöthigen Vorbereitungen getroffen.

Und was speciell die Institute anlangt, so zeigen uns die theils schon vollendeten, theils noch im Bau begriffenen oder doch projectirten Neubauten, die Universitätsgebäude, die Bibliotheken, die chemischen Laboratorien, Kliniken in Berlin, Bonn, Kiel, Greifswald, Göttingen in der Großartigkeit ihrer Anlage und der Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtung, was auch in dieser Beziehung in der Folge geleistet werden wird.

Wir sehen, daß wir die Hände nicht in den Schooß legen dürfen. Augenblickliche Frequenzverhältnisse in einzelnen Facultäten, ob günstige oder ungünstige, dürfen uns, weil transitorisch, nicht zu einseitigen Maßregeln veranlassen. Unsere eifrigsten Bemühungen müssen fortdauernd gerichtet sein auf eine allseitige Vervollständigung des Lehrkörpers und eine durchgreifende Verbesserung sämtlicher Universitätsattribute.

Daß unsere Bestrebungen in beiden Richtungen zunächst noch auf mannigfache Hindernisse stoßen werden, darüber dürfen wir uns, wie die Sachen zur Zeit liegen, keiner Täuschung hingeben. Ist doch die große Menge des Volkes durchaus nicht so vertraut mit den Bedürfnissen der Hochschulen und so orientirt über ihre Reformbedürftigkeit, als daß ungewöhnliche Anforderungen der vorgesetzten Behörden an die Steuerkraft des Lebens zu Gunsten der Universitäten und der übrigen Bildungsanstalten auf ein Entgegenkommen der Mehrheit der Landesvertretung rechnen könnte. In dieser Beziehung durch Wort und Schrift auf die öffentliche Meinung belehrend und aufklärend zu wirken, ist eine wichtige Aufgabe der Hochschulen, welcher, wie ich glaube, noch nicht die genügende Bedeutung beigemessen wird.

Je größer aber die Schwierigkeiten, welche überwunden werden müssen, um den erstrebten Zielen näher zu kommen, um so größer die eigene Befriedigung über das Erreichte, um so ehrenvoller die äußere Anerkennung des Erfolges Seitens der Mitwelt. Wir haben — ich brauche dies kaum auszusprechen — nicht bloß den äußeren Erfolg, die Erhöhung des Ansehens der Hochschulen nach außen, die Zunahme der Frequenz der Studierenden im Auge, wir haben vor Allem im Auge die innere Vervollkommnung des Organismus und damit die Hebung feiner idealen Arbeitsleistung.

Aber die Leistungsfähigkeit des Ganzen hängt endlich auch ganz wesentlich ab von dem Gleichgewicht jedes einzelnen Atoms, von der Tüchtigkeit aller Organe, von der harmonischen Thätigkeit aller Glieder an dem Leibe der Alma mater. Hier liegt für die Hochschulen eine Aufgabe von großer Schwierigkeit. Denn wie ist es, fragt man mit Recht, bei einem so mannigfach gegliederten Körper möglich, eine gleichmäßige und hochgespannte Thätigkeit aller Theile zu erhalten? Wie ist im Einzelnen zu verhüten, daß hie und da ein Theil im Vollgeföhle äußeren Erfolges sich überhebt und dadurch in Gefahr geräth, den inneren Contact mit den übrigen zu verlieren? Daß andererseits ein Organ durch scheinbar zu geringen Erfolg entmuthigt, der Erschlaffung verfällt? Daß endlich einzelne Theile, außerakademischen Neigungen folgend, sich von dem Gemeinwesen der Hochschulen innerlich ablösen, aber durch die Erhaltung des äußerlichen Zusammenhanges ein Hinderniß werden für das Ganze?

Die Controle des Staates wie die Disciplinaraufsicht der Universitätsbehörden selber, sie können doch immer nur äußerliche Momente im Auge behalten und eventuell abstellen, denn Geistes-Arbeit und wissenschaftliche Thätigkeit läßt sich nicht erzwingen. Das Gesamtgewissen des Gemeinwesens, das Ehrgefühl und Pflichtbewußtsein jedes einzelnen Theils desselben, die Liebe zur Wissenschaft und die Zuneigung zu den Schülern, das allein sollen und müssen die inneren Kräfte sein, welche das Gleichmaß der organischen Thätigkeit unserer Hochschulen erhalten.

Indem ich mich zum Schluß zu Ihnen wende, meine Herren Commilitonen, drängt es mich, Ihnen ein Wort des Hippocrates, des großen Begründers der medicinischen Wissenschaft, zuzurufen, welches er seinen Aphorismen vorsetzt:

„Das Leben ist kurz, die Wissenschaft lang, die Gelegenheit flüchtig.“

Wahrlich, ein Wort, welches werth ist, in den Hallen aller Wissenschaften mit goldglänzenden Lettern gesetzt zu werden, auf daß es den Schülern jeden Tag, jeden Augenblick gegenwärtig sei.

Sie sollen, meine Herren Commilitonen, in wenigen Jahren nicht bloß

einen Ueberblick über das Gesamtgebiet Ihrer Berufswissenschaft gewinnen — nein, Sie sollen sich alles Wissenswerthe, alle Anschauungen, Erfahrungen und Fertigkeiten, welche das Leben von dieser Wissenschaft zu fordern hat, als unveräußerliches Eigenthum erwerben. Dabei sollen Sie doch auch — und wohl Ihnen, wenn Sie den Trieb dazu in sich fühlen — in die übrigen Wissenschaften einen Blick thun und sich besonders an denjenigen Disciplinen erheben, welche wie die Kunst, die Literatur, die Geschichte, die Naturwissenschaften und die Philosophie ebenso den Geist bilden wie das Gemüth veredeln. Endlich sollen Sie auch dem Kriegsgotte ihren Tribut zollen, auf daß Sie jeder Zeit bereit seien, für das Vaterland die Waffen zu ergreifen.

Erwägen Sie die Größe und Ausdehnung dieser Aufgaben im Verhältniß zu der kurz bemessenen Zeit, so werden Sie inne werden, daß Sie denselben nur dann genügen können, wenn Sie jeden Tag Ihrer Studienzzeit mit weiser Sparsamkeit nützen.

Ich hulbige nicht dem ziemlich verbreiteten Pessimismus, der da klagt, daß das gelehrte Studium im Niedergange begriffen sei und daß ernsteres Streben und ein tieferes Interesse an der Wissenschaft als solcher unter den Studirenden immer seltener werde. Kein Zweifel, daß der große Aufschwung der mehr realen Berufsfächer dem gelehrten Studium im Allgemeinen Abbruch gethan hat — es wird Sache des Staates und der Gesellschaft sein, die zur Zeit bestehende Differenz zwischen der äußeren Lebensstellung, welche dem gelehrten Berufe und der, welche den merkantilen und technischen Berufsfächern winkt, auszugleichen —; allein daß es der studirenden Jugend unserer Tage im Gegensatz zu früheren Zeiten an Interesse für die Wissenschaft und Arbeitslust fehlen, und daß sie keine höheren Zwecke des Studiums kennen als das Examen und Amt und Brod — das, mag es immerhin für viele schwache Geister zutreffend sein, kann ich für das Allgemeine als zutreffend nicht erachten.

Im Gegentheil! Nach den Erfahrungen in der Sphäre meines Lehrberufes muß ich annehmen, daß mit der enormen Erweiterung und Vertiefung

der medicinischen Wissenschaft wie der Naturwissenschaften und mit der dadurch bedingten Steigerung der Anforderungen an die geistige Thätigkeit der Studierenden auch die Leistungen derselben entsprechend gewachsen sind. Ich will damit nicht in Abrede stellen, daß in anderen Fachwissenschaften, welche nicht in dem Grade das lebendige Interesse der Studirenden zu erwecken und wach zu erhalten geeigenschaftet sind, wie die Medicin und die Naturwissenschaften, die Zustände nicht so erfreulich und beruhigend seien.

Wie dem aber auch sein möge — es bleibt doch in Betreff der Beharrlichkeit, in dem Erhaschen der flüchtigen Gelegenheit immer noch genug zu wünschen übrig.

Ich beklage vor Allem die Unregelmäßigkeit im Studium als die Hauptquelle der bei den Prüfungen so oft zu Tage tretenden Lückenhaftigkeit des Wissens, welche auch der angestrengteste Fleiß der letzten Semester zu beseitigen außer Stande ist. Wie häufig machen wir in den Vorlesungen die unerfreuliche Beobachtung, daß der frische Eifer des Semester-Anfanges bei vielen Studirenden schon nach kurzer Zeit abgekühlt ist.

Es ist kaum ein Trost zu bemerken, daß es immer so gewesen ist, so lange die Universitäten bestehen. „Jedermann weiß, schreibt Immanuel Kant im Jahre 1765, wie eifrig der Anfang der Collegien von der munteren und unbeständigen Jugend gemacht wird, und wie darauf die Hörsäle allmählig etwas geräumiger werden.“

Ist bei dem einzelnen Schüler diese Irregularität der Studien eine habituelle, gehen immer wieder Tage und Wochen verloren, so ist der Schaden für das Gesamtwissen unerseßlich. Denn die unter den Commilitonen verbreitete Ansicht, daß das Versäumte durch häuslichen Fleiß ersetzt werden könne, ist fast immer eine Selbsttäuschung. Abgesehen davon, daß das Privatstudium — wenn überhaupt consequent auf alle Fächer ausgedehnt — doch niemals in der geregelten und planmäßigen Weise durchgeführt wird, wie in dem organischen Entwicklungsgange des Lehrplans, kann die Wirkung des lebendigen Wortes, kann die Instructivität der Erläuterungen und Demonstrationen nimmermehr

durch Bücherstudien — und sei es noch so ernstgemeint und intensiv durchgeführt — vollständig ersetzt werden.

Absolut unerseßlich aber und deshalb um so beklagenswerther ist der Verlust, welcher aus der Vernachlässigung der praktischen Uebungen erwächst. Mit vollem Rechte betrachtet man heutzutage das Arbeiten in den Seminarien, Colloquien, in den Laboratorien und Kliniken als einen der wichtigsten Hebel für eine gründliche Vorbereitung auf den eigentlichen Lebensberuf. Sie gewähren die Gelegenheit zur Anwendung des bisher erworbenen theoretischen Wissens auf den concreten Fall, zur Uebung im logischen Denken und selbstständigen Arbeiten, sie geben die Anleitung mit eigenen Augen zu sehen und zu beobachten, auf eigenen Füßen zu stehen. Das Alles und dazu noch der gewiß nicht zu unterschätzende Einfluß des näheren persönlichen Verkehrs zwischen Lehrer und Schüler — das Alles ist, einmal versäumt, auf keine Weise wieder einzubringen, es ist verloren für's ganze Leben.

Können wir uns wundern, wenn endlich so mancher Jüngling, durch das Bewußtsein der Lückenhaftigkeit seiner Kenntnisse und der Unsicherheit in seinem wissenschaftlichen Urtheil beunruhigt, dem Ende seiner Studien mit Sorge entgegenzieht? wenn sich jene peinliche Examensfurcht einstellt, welche so vielen jugendlichen Gemüthern die letzte schöne Zeit auf der Universität vergällt, in welcher der gereifte Student mit Umsicht und Verständniß an den Vorbereitungen zum Uebertritt in's praktische Leben arbeiten soll, ohne doch den Freuden des akademischen Lebens ganz zu entsagen. Wer sich eines ernsten und stetigen Arbeitens bewußt ist, kann mit Ruhe den Anforderungen gegenüber treten, welche der Staat an den jungen Geistlichen, Philologen, Juristen oder Arzt, bevor er in's Leben tritt, zu stellen berechtigt ist. Ja es ist dazu nicht einmal ein hervorragender Fleiß nöthig —, so rühmlich und nutzbringend derselbe auch für den Besitzer ist —, sondern nur einige Beharrlichkeit in dem Erfassen der flüchtigen Gelegenheit.

Dabei bin ich mit nichten der Meinung, meine Herren Commilitonen, daß Ihnen die Freuden des studentischen Lebens verkümmert werden sollen.

Aber das richtige Gleichmaß zwischen Arbeit und Genuß zu erkennen und festzuhalten, das ist insbesondere für angehende Studierende nicht leicht.

Gute Vorbilder sind hier von segensreichem Einflusse. Blicken Sie um sich, meine Herren Commilitonen, mustern Sie den Kreis Ihrer Studienfreunde, die traute Tafelrunde Ihrer Verbindungsgeossen: — immer werden Sie Freunde finden, welche Arbeit und Genuß in der besten Weise zu vereinen wissen, welche ebenso frische und fröhliche Studenten als strebsame beharrliche Arbeiter und tüchtige Charaktere sind. Für das akademische Leben, insbesondere für den Geist der studentischen Verbindungen sind das Elemente von der besten Wirkung und von tiefgehendem Einflusse. Sie sind es, welche dem ganzen Verbindungsleben den sittlichen Ernst und den Zug nach den höheren Interessen verleihen und bei aller Reife doch jene Frische und Harmlosigkeit erhalten, welche der Jugend so wohl ansteht.

Solchen Freunden schließen Sie sich enger an, meine Herren Commilitonen, Ihnen eifern Sie nach, und Sie werden erkennen, daß sich ernstes Streben und tüchtiges Arbeiten mit heiterem Lebensgenuß und mit den Freunden der schönen Studentenjahre sehr wohl vereinigen läßt, ja daß aus dieser Vereinigung erst die ächte Befriedigung für Geist und Gemüth erwächst.

Möge unserer Hochschule stets der treffliche Ruf erhalten bleiben, der ihr an den Schwesteruniversitäten vorangeht: daß es in Erlangen zum guten Tone gehört, zu arbeiten! Möge auch die Eintracht, welche eine Lebensbedingung der Hochschulen ist und unserem Gemeinwesen als eine hervorragende Eigenschaft nachgerühmt wird, an Haupt und Gliedern erhalten bleiben! Dann wird sich auch an unserer theuren Friderico-Alexandrina mehr und mehr der alte Spruch bewähren:

Concordia res parvae crescunt.